

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 247.

Freitag, 22. Oktober.

1915.

(21. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Eister.

Ein trübes Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie jetzt in der einsamen Stunde der Nacht an diese Worte dachte. Liebe und Treue — wo fand man sie auf dieser wandelbaren Welt? Einst hatte sie geglaubt, sie gefunden zu haben, sie halten zu können, auf sie ihr Leben aufbauen zu können, es war eine Täuschung gewesen, ein irrender Stern, der in Nacht und Nebel spurlos versank.

Nein, nicht spurlos! In ihrem Herzen hatte er eine Spur hinterlassen, die jetzt noch heißglühend brannte und ihren Glauben, ihr Vertrauen zu den Menschen vernichtete, daß ein dunkler, leerer Raum in ihrem Herzen zurückblieb, den nichts mehr zu erhellen, zu erwärmen vermochte.

Liebe und Treue — Irrlichter des Lebens, die kalt und wärmelos auftrahnten, um ebenso rasch wieder zu erlöschen.

Und doch — war es ihr nicht, als ob in den Augen des Mannes, den sie einst in stolzem Trotz von sich gestoßen hatte, ein warmer Lichtschein aufglühte? Klang in seiner Stimme nicht eine tiefe Bewegung, die auch in ihrem Herzen Widerhall fand?

Nein, nein, das alles war ja nur Täuschung, nur Irrlichterglanz, der sie nicht wieder verlocken sollte. Sie kannte jetzt ihren Weg — Liebe und Treue bezeichneten ihn nicht, nur Arbeit und unablässige Pflichterfüllung! Die würden ihrem Leben Wert und Inhalt verleihen.

Sie schloß das Fenster und zog die Jalousie herunter. Sie mochte die Sterne nicht mehr sehen, die Trost und neue Lebenshoffnung in ihr wachrufen wollten. Sie mochte den Duft der Blumen nicht mehr empfinden, der ihre Seele und ihre Sinne mit süßen Träumen schmeichelnd erfüllen wollte. Sie begab sich zur Ruhe.

Aber sie fand noch lange nicht den Schlaf. Mit grohen, offenen Augen starrte sie in die dunkle Nacht hinein, die wie ein schwarzes Bahrtuch auf ihr lastete. Nacht war es um sie, Nacht war es in ihrem Herzen, ihrer Seele.

Und wie Käthe keine Ruhe fand, so floh auch der Schlaf die Augen Reithards. Als Fred und Käthe sich zurückgezogen hatten, blieb er noch bei seiner Zigarre sitzen. In tiefem Sinnen versunken, blickte er vor sich hin, dann stand er auf und ging in den Garten hinunter, wo er ruhelos auf und ab schritt. Die Sterne strahlten auch ihm, auch ihn umhauchte der Duft der Blumen, aber wenn sie das Herz des einsamen Mädchens nur schwerer und trauriger machten, so erfüllten sie sein Herz mit süßen Träumen und frohen Hoffnungen.

15.

„Werden Sie in diesem Sommer oder im Herbst wieder Radowitz besuchen?“ fragte Reithardt.

„Ich glaube kaum“, entgegnete Käthe, die Hände um die Knie faltend und hinausblickend auf das blaue Meer, das zu ihren Füßen in leiser Brandung an die felsige Küste schlug.

„Deshalb nicht? — Sollen Sie mit Fräulein Wera nicht mehr in Verbindung?“ fragte er weiter.

„Wir schreiben uns ab und an — aber seit unserer Abreise von Schanghai habe ich keine Nachricht mehr. Es ist wohl meine Schuld, da ich Wera noch nicht geschrieben habe.“

„Es wäre doch schön, wenn wir uns in Radowitz oder in Neuhoß wiedersehen könnten. Sie wollen nun Abbazia bald verlassen...“

„Ja — mein Bruder hat sich ja sehr erholt...“

„Gewiß — und Sie haben wohl auch Sehnsucht nach ihrer Mama.“

„Freilich...“

„Auch ich habe Sehnsucht nach meinem alten Neuhoß — nach meinen Feldern und Wäldern. Die Sonne des Südens, das blaue Meer, der wolkenlose Himmel — all die Wunder dieser schönen Welt, sie können uns die Heimat nicht ersetzen. Auge und Seele ermüden von all dem Glanz.“

„Ich kann das wohl verstehen“, entgegnete sie gedankenvoll, „wenn man eine so schöne Heimat hat wie Sie...“

„Nur einsam wird es für mich in dem alten grauen Hause werden...“

Die Worte klangen wie ein leichter Senfzer. Käthe fühlte den geheimen Sinn in ihnen, den er nicht auszusprechen wagte. Sie antwortete nicht, sondern blickte schweigend in die Ferne, wo ein Schiff mit geschwellten Segeln langsam, wie ein Traumbild, vorüberzog.

Sie sahen auf einem Felsstück an einer einsamen Stelle des Strandes, entfernt von der Strandpromenade, die ein elegantes internationales Publikum belebte. Käthe liebte diese einsamen Spaziergänge, und Reithardt hatte um die Erlaubnis gebeten, sich ihr anschließen zu dürfen.

Er störte sie kaum in ihren Gedanken. Oft gingen sie lange schweigend neben einander dahin. Er schien überhaupt ein ganz anderer geworden zu sein wie früher. Sein ironisches, spöttisches, überhebendes Wesen war verschwunden und hatte einer ruhigen Höflichkeit Platz gemacht, die auf das Angenehmste berührte. Ja, selbst eine gewisse Bescheidenheit zeigte jetzt sein Wesen, eine Zurückhaltung, die ihm früher fremd gewesen war. Die guten Seiten seiner Natur traten mehr in den Vordergrund, die umfassende Bildung seines Geistes, die männliche Kraft ohne Überhebung, das tiefe Verständnis der Menschen und des Lebens, die er früher hochmütig lächelnd zu verachten schien.

Das alles machte den Umgang mit ihm angenehm, und Käthe vermochte sich dem Einfluß seines Wesens nicht zu entziehen. Nur eines fürchtete sie: daß er wieder auf seine frühere Werbung zurückkommen könne. Aber bislang hatte er jedes Wort vermieden, das sie daran hätte erinnern können.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ja, einsam wird es für mich werden in dem alten grauen Hause, auf den Feldern und in den stillen Wäldern meiner Heimat. Ich könnte mir ja Gesellschaft einladen — zur Jagd und zu einem guten Trunk...“

aber einsam würde ich mich doch fühlen selbst in der laulesten, fröhlichsten Gesellschaft. Wissen Sie, Fräulein Rätke, was in dem alten grauen Hause fehlt?"

Rätke zuckte die Achseln.

"Eine Herrin", beantwortete er sich selbst, tief aufatmend, seine Frage, "eine Hausfrau, die mit ihrer Schönheit, mit ihrem glücklichen Lachen die jetzt so leeren Räume des alten Hauses mit Glanz und frohem Leben erfüllen würde."

Rätke lachte kurz auf.

"So wählen Sie doch eine Hausfrau unter den Köchtern des Landes — das wird Ihnen ja nicht schwer fallen", sagte sie mit leichtem Spott, um das lebhafteste Pochen ihres Herzens zu betäuben.

"Ich habe schon gewählt, Fräulein Rätke . . ."

"Da gratuliere ich . . ."

"Spotten Sie nicht, Fräulein Rätke. Ich hatte gewählt, und ich meinte es ehrlich und aufrichtig. Aber die, welche ich gewählt, hat mich verworfen."

Sie warf den Kopf mit leichtem Stolz in den Nacken.

"Wollen wir dieses Gespräch nicht fallen lassen, Herr von Reithardt?" sagte sie schroff und kalt.

Sie erhob sich und trat einige Schritte von ihm zurück. Sie zwang sich gewaltsam zur Ruhe, obgleich alle ihre Pulse flogen und alles Blut ihr zum Herzen wallte, so daß Marmorblässe ihre Wangen überzog. Sie erblickte am ganzen Körper, und einen Augenblick war es, als ob die Flammen der Leidenschaft und des Glückes über ihr zusammenschlugen sollten. Der stolze, der beste Mann legte ihr seine Liebe, sein Leben zu Füßen! Welches Mädchens Herz hätte da nicht rascher gepocht? Welches Mädchens Seele sich nicht in stolzen Hoffnungen und Träumen gewiegt? Und hatten sich ihre Träume nicht immer insgeheim mit ihm beschäftigt? War sein Bild nicht oft in einsamen Stunden vor ihrer Seele aufgestiegen und hatte, ihr selbst kaum bewußt, heimliche Wünsche in ihrem Herzen erweckt? Selbst in ihrer Neigung zu Horst hatte die Erinnerung an ihn hineingespielt.

Doch dann fielen ihr wieder die herben, mahnenden Worte der Frau von Saidebrink ein; sie fühlte wieder die eiligen Blicke der Gesellschaft auf sich ruhen, sie sah wieder ihr spöttisches Lächeln und ihr Herz verhärtete sich wieder — sie glaubte nicht mehr an Liebe und Treue, sie dachte an Horst, der ihr auch mit schmeichelnden Worten der Liebe genötigt war und sie doch vergessen hatte — sie konnte auch an die Liebe und Treue dieses Mannes nicht mehr glauben, der in finsternem Schweigen da stand, sie traurig anblickend.

"Sie wollen mich nicht verstehen, Rätke . . .", sagte er ernst.

Da fuhr sie herum.

"Ich verstehe Sie wohl, Herr von Reithardt — aber was hätte es für einen Zweck, wenn ich Sie weiter sprechen lassen wollte. Lassen Sie uns die wenigen Tage, die wir hier noch zusammen sind, in Freundschaft und guter Kameradschaft, wie bisher, verbringen. Sie sind der Freund meines Bruders geworden, ich erkenne das dankbar an — auch mir sind Sie ein lieber Freund geworden, ich gestehe es offen ein — aber weiter auch nichts . . ."

"Ist das Ihr letztes Wort, Rätke?"

"Ja", entgegnete sie, doch ihre Stimme klang leise.

"Ich kann es nicht glauben, Rätke. Lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen. Ich bin ja kein Jüngling mehr, der in Worten zu schwärmen liebt, dafür sieht aber das Gefühl um so tiefer, das ich für Sie hege . . ."

"Herr von Reithardt . . ."

"Lassen Sie mich die Last von der Seele sprechen, Rätke. Sehen Sie, damals, als ich zuerst um Sie werben wollte, da war ich Ihrer noch nicht wert. Ich fühlte es wohl, deshalb ging ich fort, ehe das entscheidende Wort gesprochen. Aber die Liebe zu Ihnen nahm ich mit mir, sie hat mich nicht mehr verlassen, sie hat mich zu einem anderen und ich glaube besseren Menschen ge-

macht, und jetzt habe ich auch den Mut, vor Sie hinzutreten und Sie zu bitten: werden Sie mein Weib — werden Sie die Herrin von Schloß Neuhof . . ."

"Nein, nein, ich kann es nicht . . .", rang es sich von ihren blassen Lippen.

"Verzeihen Sie mir, wenn meine Worte Sie erschreckt haben, aber glauben Sie mir, sie kommen aus einem Herzen, das von inniger Liebe für Sie erfüllt ist."

"Ich kann es nicht glauben . . ."

"Sie werden es lernen, an mich zu glauben, Rätke", fuhr er mit weicher Stimme fort, "wenn Sie erst meinen Namen tragen. Vielleicht stößt Sie mein schroffer Charakter ab — freilich, die Welt kennt mich als einen harten, stolzen, hochmütigen Menschen, das macht aber, weil ich die Welt und die Menschen verachte . . . aber da, wo ich liebe, da bin ich ein anderer, und Sie, Rätke, liebe ich von ganzem Herzen. Werden Sie mein Weib."

"Das kann niemals sein, Herr von Reithardt", sprach sie bebend.

"Weshalb nicht? Fürchten Sie sich vor der Welt, vor den Menschen? Ich bin Mannes genug, um Sie vor der ganzen Welt zu schützen. Als Herrin von Schloß Neuhof, als meine Gattin, haben Sie die Welt, die Menschen nicht zu fürchten, im Gegenteil, die Menschen sollen sich vor Ihnen bogen — ich werde sie dazu zwingen, Ihnen ihre Huldigung zu Füßen zu legen."

Ein Rächeln kuckte über ihr bleiches Gesicht. Da stand er wieder vor ihr, stolz und hochmütig, und doch so stark und ruhig im Bewußtsein seiner Kraft.

(Fortsetzung folgt.)



Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und behält,
Hat das schönste Loß gewonnen.

Goethe.

Vor einem Jahr in Antwerpen.

Die Barbierstube als Gerüchtebureau.

Ein Mitarbeiter, der vor einem Jahre mit den deutschen Truppen in Antwerpen einzog, schreibt uns: Von der halben Million Seelen, die Antwerpen in Friedenszeiten zählte, waren nur einige Tausend während der Beschießung daheim geblieben, meistens Besitzer eines bombensicheren Kellers und fast ausschließlich Flamen, die trotz aller Räubergeschichten, die die belgische Regierung hatte verbreiten lassen, der Ankunft der stammbewandten Barbaren ruhig entgegenzusehen. Die anderen kamen nur langsam zurück, je seltener und schwächer der Kanonendonner vernehmbar wurde. Es war so gar sehr merkwürdig, die erstaunten Gesichter der zurückkehrenden Flüchtlinge bei dem Anblick des friedlichen Verhältnisses zwischen ihren mutigeren Mitbürgern und den gefürchteten deutschen Soldaten zu beobachten. Immerhin blieben während der ersten zwei Wochen die meisten Läden geschlossen, namentlich die, welche man fast täglich so notwendig braucht: die Barbierläden. Dennoch war ich nach langem Hin- und Herwandern so glücklich, eine geöffnete Barbierstube zu entdecken. Ich trat hinein. Die Luft war kühl und feucht, denn nur der obere Teil der Schaufensterscheibe war unversehrt an Ort und Stelle; was der untere Teil einst gewesen war, lag in Scherben halb auf dem Bürgersteig, halb im Innern des Ladens selbst, — Opfer eines Granatpfitters. Der Gehilfe war gerade dabei, einen deutschen Offizier zu rasieren, und er war vor lauter Ehrfurcht und Verantwortlichkeitsgefühl so aufgeregt, daß seine Hand in einer für den seltenen Gast gefährlichen Weise zitterte. Er rief bei meiner Ankunft nach dem Hinterladen zu: "Monsieur Jean! voiez du monder!" Ein kleiner alter Herr trat herein, verbeugte sich tief gegen den Spiegel, um den Offizier zu begrüßen, und begnügte sich bei mir armen Jünglingen damit, mir ein Tuch mit solcher Hast und Gewalt um den Hals zu würgen,

daß ich sofort merken mußte, daß er mit seinen 60 Jahren diesen Beruf entweder ganz verlernt oder vielmehr noch nie ausgeübt hatte. Trotz meiner Bedenken, die jeder begreifen wird, denn ein Rasiermesser ist nichts für Unbefugte, ließ ich mich doch einseifen. Der gute Mann pinselte herum mit kurzen, harten Schlägen, wie ein geschickter Maurer mit dem Gips oder ein ungeschickter Anstreicher mit der Farbe, so daß der weiße Schaum bis zum Spiegel hinüberspritzte und mir bald Ohren und Nase verstopfte. Endlich, nach fünf Minuten, legte er Pinsel und Barbierbeneden beiseite, warf den Kopf schräg, trat um einen Schritt zurück und blickte mit stichtlicher Zufriedenheit auf sein Werk wie ein Maler. Da der Schaum schon zu trocknen begann und Monsieur Jean mich weiter betrachtete, erlaubte ich mir die höfliche Frage: „Ist das alles, was Sie können?“ „Ja“, antwortete er lächelnd, „erst seit heute lerne ich die Kunden einzuseifen; denn mein Schwieger-sohn, dem der Laden gehört, bleibt in Rotterdam (seine Stimme wurde leiser) aus patriotischen Gründen. Ich kann den jungen Mann nicht allein lassen und muß doch auch ein bißchen helfen.“ Er seufzte, blickte auf die halbe Schaufenster Scheibe und sagte mit Gelassenheit: „C'est la guerre!“

Endlich ging der Offizier, eifrig abgebürstet und tief begrüßt, und ich wurde von dem Gehilfen übernommen, während Monsieur Jean sich eiligst zurückzog, um den spöttischen Blicken des Sachverständigen zu entgehen. Während ich nun unter dem Messer saß, sagte mir plötzlich der Bursche: „Wissen Sie, daß die Alliierten schon in Oudenarde eingerückt sind?“ (Oudenarde ist ein kleines Städtchen ungefähr 40 Kilometer südlich von Brüssel.) „So? Woher wissen Sie das?“ „Aus ganz bestimmter Quelle: ein Herr, der soeben aus Brüssel angekommen ist, hat gesehen, wie ein gefangener französischer Offizier, der in einem Auto zwischen zwei deutschen Offizieren saß, sich plötzlich aufrichtete, um der Menge zuzuschreien: „Durchhalten: wir sind schon in Oudenarde!“ „Nun, was sagen Sie dazu?“ „Ich meine nur, daß wenn wir für jeden gefangenen Offizier ein Auto bereitstellen, wir bald kein Benzin mehr hätten.“ Der Gehilfe wurde feuerrot und stotterte: „Selbstverständlich glaube ich an dieser ganzen Geschichte kein Wort. Man hat uns schon so viel erzählt!“ (Wenigstens war dieser letzte Satz von Herzen ausgesprochen.) Ich stand auf, zahlte und wollte zur Türe, als diese von außen aufgerissen wurde und ein Herr mit den Worten hereinstürzte: „Großartige Nachrichten! Die Engländer...“ „Lassen Sie mich in Frieden mit Ihrem Schwindel“, brach der Barbiergehilfe schleunigst ab, indem er mich mit einem Augenwinkeln dem Herbeigestürzten bezeichnete. Es folgte eine unbehagliche Pause. Schließlich sagte ich zu dem Gehilfen: „Nehmen Sie sich in acht: nach den letzten Verfügungen des Gouverneurs, General von Bodenhausen, könnte Ihr Laden sofort geschlossen werden. Und das wäre das mindeste.“ Er wollte sich legitimieren: „Aber ich rasiere doch so zur Offiziere!“ „Nun, dann seien Sie erst recht vorsichtig, wenn Sie nicht wünschen, daß diese wichtige Kunde nach Schließung Ihres Ladens zum Konkurrenten geht und zwar bis zum Friedensschluß. Von den Deutschen kommen Sie nicht so leicht los. Aber von Ihrer Nachrichtenagentur loszukommen, ist bedeutend einfacher...“



Aus der Kriegszeit.

Die „erste Dienerin“ der Kriegsfürsorge. (Zum 22. Okt.) Wo immer gute Deutsche auf dem Erdenball wohnen, wird heute das Wiegenfest unserer Kaiserin in stillem Gedenken begangen werden. In schicksalschweren Tagen halten wir inne, um ihrer in Liebe und dankbarer Treue zu gedenken. Wie vor Jahresfrist, so verlebte die Kaiserin auch diesmal ihren Geburtstag nicht im Kreise ihrer Familie, denn ihr Gemahl steht an der Spitze seiner Heere im Felde, und dem Rufe des Vaterlandes sind auch ihre sechs Söhne gefolgt. Der Krieg läßt keinerlei Unterschiede zu, und so sind die Geschicke der kaiserlichen Familie, das Fühlen und Denken der Trägerin der Kaiserkrone aufs engste verknüpft mit dem Schicksal des gesamten deutschen Volkes, von dem nach ehernem Gesetz jeder einzelne dem Vaterlande seine Dienstpflicht zu erweisen hat. Noch viel wichtiger und erschütternder als uns allen liegt die ernste und schwere Gegenwart unserem Kaiserpaar auf der Seele. Höher als die Überlieferung treuer Anhäng-

lichkeit steht das lebendige, auf Erfahrung und Urteil begründete Empfinden, daß die Kaiserin Auguste Viktoria im Laufe der Jahre sich mehr und mehr nicht nur als Herrscherin mit streng zugemessenem, altem Brauch gemäß zu erfüllendem Pflichtenkreis, sondern auch als Landesmutter in des Wortes erhabenster Bedeutung erwiesen hat, deren Hingabe an das allgemeine Wohl um so fördernder und belebender wirkt, als diese Betätigung von persönlichem und rein menschlichem Gefühl und Mitgefühl getragen ist. Das weiß jeder von uns, der einmal die schöne Gelegenheit hatte, näher hinein zu blicken in die Kreise gemeinnähriger Arbeit an der Kinder- und Armenpflege, der Krankenfürsorge, an den Angelegenheiten des Frauenerwerbs und anderem mehr. „Nach Kräften werde ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserm Volke zur Verringerung des inneren und äußeren Elends geschieht, mich dienend und anregend anzuschließen, um meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen.“ Die Saat, die in diesem Sinne schon im Frieden bereitet wurde, hat in diesem Kriege schon tausendfältig Frucht getragen. In doppelter Hinsicht ist die Kaiserin das Musterbild der deutschen Kriegerfrau geworden. Denn doppelt ist die Rolle, die der deutschen Frau und Mutter in dem ungeheuren Heldengedicht auferlegt ist. Die Frauen sind Heldinnen im Leiden, denn der Krieg bedeutet für sie unendliche Leiden, die sie im Interesse des Vaterlandes auf sich nehmen müssen, während der Mann sein Heldentum kämpfend betätigt. Die Frau fordert aber außerdem auch ihren Anteil an der gewaltigen Arbeit des Krieges, indem sie die Soldaten pflegt und verpflegt, ihre Hinterbliebenen unter ihren Schutz nimmt, die Wunden der Kranken verbindet, über ihren Betten wacht und für ihre Waisen sorgt. Oben aber auf der Höhe, wo die Helden der weiblichen Kriegsarbeit, sei es im Mittel der Arbeiterfrau oder der Fürstin, wo die Selbstlosen, die Sachergebenen, die Wahren wirken, wo aller Segen ausströmt, den Frauenhand und Frauenherz über den Fluch des Krieges breiten — thront unsere Kaiserin als eine arbeitende Heldin, als des Vaterlandes erste und getreue Dienerin nach dem Pflichtbekenntnis Friedrichs des Großen, daß der Fürst des Staates erster Diener ist. In verantwortungsvollster Stellung erfüllt sie ihre Kriegspflicht in dem Bewußtsein, daß sie als deutsche Frau durch opferfreudigste Hingebung das vornehmste Beispiel für alle Kriegerfrauen zu geben hat. Während das Leid des Krieges vor ihr ausgebreitet liegt, eilt sie von Lazarett zu Lazarett, die Traurigen zu trösten, Tränen zu trocknen und Räte zu erteilen. Gar vieles, was heute in der Verwundetenpflege, an Beistand für Hilfsbedürftige und auch wie dies alles geleistet wird, ist der weitverzweigten Liebestätigkeit zu verdanken, der sich unsere Kaiserin in stiller Treue widmet. Wie wir in diesen Tagen stolz sind auf unsere deutschen Frauen, die so tapfer und aufopfernd sind wie unsere Soldaten im Felde, so sind wir doppelt stolz, daß an der Spitze unserer Frauen unsere Kaiserin Auguste Viktoria steht, zu der heute unser Glückwunsch hell und laut empordringt. Das Volk dankt ihr mit seiner ganzen Liebe, die sie in ihrem schweren Amt stärken und es ihr leichter machen möge.

Geflügelte Worte der Hohenzollern. Die zwei ersten Jahrhunderte, während derer die Hohenzollernfürsten in Brandenburg regierten, gehen in Büchmanns „Geflügelten Worten“ ganz leer aus; als erste, die zu ihnen einen Beitrag liefert, erscheint die Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette (1627—1667), wenn man ihr das Kirchenlied „Jesus meine Zuversicht“ wirklich zuschreibt. Das „geflügelte Wort“ aus diesem Liede: „Warum sollte mir denn grauen?“ ist so recht geeignet, in unseren Tagen neue Kraft zu gewinnen. Der Große Kurfürst selber ist im „Büchmann“ nicht vertreten. Vielleicht sollte das Wort, das er vor der Schlacht bei Fehrbellin gesprochen: „Das kann den Schweden Pommeren kosten“, künftig aufgenommen werden, und vielleicht lassen sich künftig Vergleiche aus dem 20. Jahrhundert ziehen. Von den hohenzollernschen Königen ist Friedrich Wilhelm I., nur als Verfasser des Wortes von der Krone, die er festsetzt wie einen „rocher von bronze“, genannt, ein Wort, das gleichzeitig das Kraftbewußtsein wie das Pflichtgefühl dieses Fürsten zu erkennen gibt. Friedrich der Große, der Hohenzoller, der ja auch als Schriftsteller eine Rolle spielt, hat eine ganze Reihe von Worten geprägt, die „geflügelt“ geworden sind. Der König, der sich selber bei der ersten Sammlung seiner Werke 1752 als „Philosoph von Sanssouci“ bezeichnete, hat am Schluß seines „Exposé du gouvernement prussien“ es ausge-

sprochen, daß die preussischen Könige „*toujours en vedette, immer auf Posten*“ sein müßten, „*sich von einem Tag zum andern gegen die verderblichen Pläne ihrer Feinde zu vertheidigen!*“ Wie zeitgemäß klingt das Wort heute! Er hat auch 1758 nach der Schlacht bei Jorndorf, als ihm die ersten zerlumpten Kosaken als Gefangene vorgeführt wurden, ausgerufen: „*Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!*“ Wir erwähnen weiter von ihm die „*verfluchte Schuldigkeit*“, jetzt meist als „*verfluchte Pflicht und Schuldigkeit*“ angeführt, das stolze und bescheidene Wort, in dem sich immer die Lebensanschauung der besten Hohenzollern ausgesprochen hat, daß „*der Fürst der erste Diener seines Staates*“ ist, und das sich in Friedrichs des Großen Werken sechsmal in verschiedener Fassung findet. Zum Schluß dürfen die beiden bekanntesten Äußerungen nicht unerwähnt bleiben, die Friedrichs aufgeklärten Sinn bezeichnen, nämlich von den Gazetteen, die, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten, und daß in seinem Staate jeder nach seiner Fassung selbst werden könne. Aus Friedrich Wilhelms IV. Rede bei der Guldigung in Königsberg am 10. September 1840 führt Büchmann das Wort von dem verschönernden Rost der Jahrhunderte an, dem einzigen, dem das Metall unterworfen ist. Weiter nennen wir aus der Proklamation: „*An mein Volk, an die deutsche Nation*“ vom 21. März 1848 den Satz: „*Preußen geht fortan in Deutschland auf*“, während von dem unpolitischen, romantischen Sinn des „*Romantikers*“ auf dem preussischen Thron die Worte vom „*Rader von Staat*“ und „*Zwischen mich und mein Volk soll sich kein Blatt Papier drängen*“ zeugen. — Von Wilhelm I. stammen die „*moralischen Erörterungen*“, die Preußen in Deutschland machen muß durch eine weise Gesetzgebung bei sich, und das ergreifende Wort aus seinen letzten Lebenstagen: „*Ich habe keine Zeit mühe zu sein.*“ Wir schließen mit dem bekannten Satz Wilhelms II. in einem Briefe an den Reichspostmeister Stephan zu seinem 60. Geburtstag. „*Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an.*“

Bayern und Klauen. Ein Mitarbeiter, der vor einem Jahr mit den deutschen Truppen in Antwerpen einzog, schreibt uns: Wer einige Tage nach dem Fall der Festung zum ersten Mal nach Antwerpen kam, mußte wahrhaftig über das friedliche, ja sogar herrliche Verhältnis staunen, das sofort zwischen den zurückgebliebenen Einwohnern und den deutschen Truppen herrschte. Dies war besonders fühlbar, wenn man soeben aus neu eroberten belgischen Städten mit vorherrschend wallonischer Bevölkerung kam, wo ein dummer Troß die lächelnden Blicke der Einwohner im Augenblicke verzog, da eine feldgraue Uniform erschien. Selbstverständlich gebührte auch ein großer Teil des Verdienstes um diese freundlichen Beziehungen in Antwerpen den deutschen Soldaten selbst, die sich jedermann gegenüber freundlich und bescheiden benahmen, nicht wie durch nichts beschränkte Sieger, sondern wie Gäste, während noch einige Tage vorher, wie mir ein Bürger unaufgefordert erklärte, die englischen Soldaten des Hülfskorps sich im Gegenteil nicht als Gäste, sondern als Sieger, nicht als Helfer, sondern als Herrscher betragen hatten. Andererseits war die Bevölkerung sichtlich zufrieden, daß die Deutschen bei der Besetzung der Stadt diese offenkundig geschont und nur das Minimum von Granaten versenkt hatten, das nötig war, um die schnelle Übergabe zu erzwingen. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Klauen ihr belgisches Vaterland weniger lieben als die Wallonen. Nur schließt ihr germanisches Blut jeden Fanatismus aus, wachet sie einerseits vor blindem Haß gegen die Sieger und andererseits von unbegrenztem Vertrauen in die Ehrlichkeit ihrer Verbündeten. — Die neue Besatzung, meist Bayern von riesiger Gestalt, guter Laune und großer Lust auf gutes Bier, fühlte sich, nach den furchtbaren Anstrengungen der ersten Kampfmonate in Lothringen und Belgien, in dieser von ihr genommenen schönen Großstadt sehr behaglich, und als die Kompagnien, von ihren Ausflugsmärschen zurückkehrend, das Schmeldefeuer entlang ziehend, die „*Wacht am Rhein*“ kräftig sangen, da war in ihrem Lied und in ihren Stimmen weder Ironie noch Hochmut, sondern nur echt deutsche Gemüthlichkeit, die sich nach schwerer und erfolgreicher Arbeit an frühlichem Gesang erschleicht. Am ersten Sonntag fand in der Kathedrale der allsonntägliche Gottesdienst statt, welchem Einheimische und Eroberer gleichzeitig beizuhöhen.

Doch war in diesem friedlichen Bild etwas Außerordentliches, das vielleicht am besten die unheimliche Gewalt dieses Krieges erleuchtet: in tiefer Andacht, dicht nebeneinander, in demselben Gotteshaus, vor demselben Kreuztisch, Bayern und Belgier, in verschiedenen, jedoch stammverwandten Sprachen betend, jeder für das Heil seines Vaterlandes, die einen für die tapferen Erstürmer, die anderen für die zähen Verteidiger der Pforten.

Die Romantik des Avalaberges. Wie gemeldet wurde, haben unsere Truppen die bedeutendste, alle anderen Werke beherrschende Höhe des Fortgürtels um Belgrad, den 565 Meter hohen Avalaberg, mit stürmender Hand genommen. Die Wichtigkeit, die diese Stellung schon früher besaß, mag daraus hervorgehen, daß bereits die Römer, wahrscheinlich unter Kaiser Diokletian, hier einen jener stark befestigten Warttürme errichteten, die als Luginsland ebenso die Donaulinie wie die Rheingrenze begleiteten. Die uralte Burg ruine, die den Gipfel des Avals krönt, dürfte den Rest dieser altrömischen Feste darstellen. Der heutige Name des Berges ist arabisch von dem Worte „*awal*“ = „*groß, hoch*“ hergeleitet und stammt erst aus der Türkzeit. Nachdem das römische Fort in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört war, entstand auf seinen Ruinen während der alferbischen Jarenzeit, die ihren Höhepunkt um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter Stefan Duschan erreichte, das Schloß Zrenov. Nördlich von der Schloßruine wird ein sagenhaftes Grab gezeigt, in dem nach der einen Tradition ein Boiwode Portscha bestattet ist, der im Kampfe mit den Türken fiel, während nach mohammedanischer Überlieferung dort ein „*Ghazi Portscha*“ im Streit gegen die Christen sein Leben ließ. „*Die ziemlich gut erhaltene, unregelmäßig angelegte, oblonge Burg besitzt*“, wie eine neuere Untersuchung feststellt, „*einen quadratischen Hochturm, drei halbrund vorspringende kleine Bastionen und einen halb verschütteten Graben*“, der starke Oberbau ist nach den Forschungen von Kanitz der ganzen Technik nach in der Türkzeit entstanden. Bei den Belagerungen Alt-Belgrads spielte ein Aualschloß eine große Rolle, das der Pascha des Emedereboer Sandschak 1442 nach dem Abzug des Ungarfürsten Johannes Hunyadi errichtete und das zum ersten Male urkundlich den Namen Avala = Avala führt. Es erschwerte bei jeder Belagerung die Verproviantierung Belgrads aufs Äußerste; Sultan Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, hat seine Befestigungswerke noch beträchtlich verstärken lassen. Nach der Befreiung Serbiens bildete der Avalaberg für die Einwohner Belgrads ein beliebtes Ausflugsziel. Auf dem Wege dahin kommt man an Rumodrach vorüber, wo im ersten serbischen Unabhängigkeitskampfe 1804 gleich heftig wie bei dem mehr nördlich gelegenen Motrilug gekämpft wurde. Später führt der Weg an Velipotols vorüber, dem Geburtsort des Vandenits und Raubmörders großen Stils, Baza Tscharapitsch, der 1806 bei dem Sturme auf Belgrad erschossen ward und durch den Glücksfall dieses Todes zu einer Art von serbischem Nationalhelden emporstieg. Mit diesen serbischen Nationalhelden ist es bekanntlich eine eigene Sache: es hat jeder „*Gaiduk*“ oder Wuschrauber die Anwartschaft darauf, der durch allerhand kühne Thaten beim Hammelstehlen oder als Wegelagerer die Phantasie des Volkes beschäftigte. Für so ziemlich alle „*Vollshelden*“ des Serbenvolkes läßt sich diese fragwürdige Vergangenheit urkundlich oder aus der Volksüberlieferung nachweisen. Bald hinter dem Dörfchen Baza Tscharapitsch beginnt die 1891 erbaute, modern haussierte Straße, die in sanfter Schlingelung zwischen neueren Aufforstungen zum Avalaschloß emporführt. Die Umgebung des Schlosses bildet im Frieden einen beliebten Tummelplatz für die Zigeuner, die allenthalben in Serbien recht zahlreich vertreten sind. Eine Zeitlang hatte man große Hoffnungen auf den Mineralreichtum des Avals gesetzt und um so eifriger kostspielige Quecksilbergruben angelegt, als man die Reste alter Bergwerksschächte entdeckte. Aber die Sache war ein Mißerfolg, der zwecklos Hunderttausende verschlungen hatte, zu denen vorzüglich der um seine Beteiligung angegangene „*Quecksilberkönig*“, der Londoner Rothschild, seinen Pfennig beigetragen hatte. Seitdem begnügt man sich mit der Ausbeutung einiger Blei- und Braunkohlengruben. So hat der Avala nach einer wechselvollen romantischen Vergangenheit eine recht nüchterne Gegenwart erlebt, und die Reste der Romantik werden wohl jetzt unter den Volkstreffern unserer Artillerie von der Erde verschwunden sein.